

Die Zeitungszeit

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Die Insel der Seligen.

Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

Der Papstensammler wollte nicht schlechter sein als der Knopfsammler; er übernahm bald die Welt mit einem großen künstlichen System, das alle Papsten in 67 Klassen, 23 Familien und 1500 Ordnungen einteilte.

Längst schon hatte man daran gedacht, die Unterrichtskurse zu erweitern; und da man's für ungerecht hielt, daß die Kinder der Unterklasse ebenso viel lernen durften wie die der Oberklasse, beschloß man eine Universität einzurichten. Man hatte bereits drei Wissenschaften: Schochosprache, Knopfsologie und Papstologie; diese Wissenschaften wurden fortan obligatorisch.

Da aber die bemittelten Bauern und Handwerker auch ihre Kinder auf die Universität sandten, wurden Stallogen oder Privatgespräche eingerichtet, zu denen nur die Kinder der Oberklasse Zutritt hatten. Brachte es einmal ein Kind der Unterklasse fertig, durchs Examen zu kommen, kriegte es kein Amt, denn die Aemter waren erblich.

Lasse II. Axel starb — das war nicht zu verhindern. Nach dem Tode erhielt er den Namen Lasse der Weiße.

10.

Der Sohn, der jetzt den Thron bestieg, nannte sich recht und schlecht Anders VII.; aus welchem Anlaß, weiß man nicht; man glaubt aber, es sei wegen gewisser historischer Voraussetzungen.

Unter seiner Regierung entstanden die schönen Künste. Ein Bäckerjunge stand nämlich eines Tages auf und knetete Teig; er wollte ein Brot machen, machte aber statt dessen eine Ziege. Der Professor in der Schochosprache, der zufällig an dem Fenster vorbeiging, an dem der Junge stand und arbeitete, sah dessen große Begabung und ließ ihm eine Ziege aus Lehm statt aus Teig machen, die er dann in einem Ofen brannte.

Mit der Erfindung der Malerkunst verhielt es sich anders. Man hatte in einer bestimmten abgeschlossenen Gegend der Insel längst beobachtet, daß eine Menge beschäftigungsloser Köhlerburschen Kohlen nahmen und auf den Baumstämmen zeichneten. Zuerst zeichneten sie fast nur Unanständigkeiten, dann aber zeichneten sie alles ab, was sie nur irgendwie sahen. Man glaubte zuerst, so eine Art Manie oder

Idiotie sei ausgebrochen, denn es war wirklich kurios anzusehen, wie eine Menge Kinnlinge gleich Elstern umherliefen und alles, was sie sahen, abzeichneten. Sie zeichneten Tische ab, Stuhlbeine, Säulen, Wände, Steine, Starotten, Schiefkarren, Hunde, Raben — alles was sie nur zu fassen kriegten. Vergebens suchten die Eltern sie dazu zu bringen, diese Grillen zu lassen und etwas Anderes zu tun; es war aber unmöglich. Die Burschen weinten und sagten,

Herzugerene Philosophen erklärten, daß komme von der persönlichen Auffassung.

Anders hatte nicht geglaubt, daß die persönliche Auffassung von einem Stuhlbein etwas Philosophisches sein könne, jetzt aber sah er seinen Irrtum ein und glaubte an die tiefe Bedeutung der Zeichnung als eines Moments im Geistesleben, und er ließ den gezeichneten Zeichner zum Professor ernennen. Dieser Professor schrieb sofort eine Abhandlung über Form und Inhalt des Zeichnens. Aus dem gut gewählten Beispiel des Stuhlbeins deduzierte er: der Inhalt des Stuhlbeins, das sei die persönliche Auffassung; die Form des Stuhlbeins, das sei die Zeichnung. Wenn Inhalt und Form sich deckten oder ganz in einander aufgingen, dann sei die Zeichnung eine vollständige Zeichnung oder eine schöne. Alles, was gezeichnet ist, sei schön: eine miltende Kuh sei an sich unschön, aber eine gezeichnete miltende Kuh sei schön, denn sie sei von der persönlichen Auffassung einer miltenden Kuh durchdrungen.

Eines Tages fand man eine häßliche Zeichnung von Anders VII. an der Tassadenwand des Zeichenhauses. Leute, die vorbeigingen, lachten. Der Zeichner wurde gerufen und man befahl ihm, König Anders abzuzeichnen, aber auf eine schöne Art. Der Zeichner behauptete, seine Zeichnung sei schön, denn sie sei von seiner persönlichen Auffassung vom König durchdrungen. Als ihm aber Titel und Gehalt eines Professors versprochen wurde, änderte er sofort seine persönliche Auffassung von Anders VII. und wurde deshalb zum Hofmaler ernannt.

Anders entschlief in seinem achten Regierungsjahr. Die sieben Unselbaren nannten ihn den Beschützer des Zeichnens. Ihm folgte im Regiment Peter Erich I.

Der war ein Herr von wildem Sinn, der nicht stillsitzen konnte. Er führte Krieg mit den Jägern, schlug selber so viele tot wie er konnte.

Das Volk aber klagte über die Kriegslasten und konnte den Nutzen dieser Schlächtereien nicht einsehen. Um ihren dunklen Verstand aufzuklären, ließ Peter ein neues Lehrbuch verfassen und es in die Schulen einführen. Es hieß Königsbuch und enthielt das Lob aller Könige von Lasse I. bis Peter Erich; besonders gelobt waren alle Ueberfälle und Plünderungen fremder Reiche.



Bildnis des jungen Heime.

sie wollten lieber hungern und sterben als das Zeichnen lassen. Es war wirklich eine große Manie.

Als die Sache vor Anders kam, wurde er zuerst sehr traurig, denn er liebte sein Volk, wie nur ein Fürst es lieben kann. Dann ließ er sie in ein Haus sperren, wo sie sich ungehindert ihrer Manie widmen durften und unter königlichem Schutz standen.

Er stellte Versuche mit ihnen an, und eines Tages ließ er von fünfzig von ihnen ein und dasselbe Stuhlbein abzeichnen. Aber siehe da, nicht zwei Zeichnungen waren einander gleich.

Die Kriegszüge nahmen unter Peter Erich sein Ende, denn die Kriegsteute liebten die Ehre und besonders die Eroberung von fremdem Eigentum wie Uhren, Tischservices und Münzen.

Einer von der Gesellschaft „Die Mißvergünstigten“ schrieb darüber eine Broschüre mit dem Titel: „Vergleich zwischen verschiedenen Arten von Diebstahl; privatem und öffentlichem, oder Dieberei aus staatsrechtlichem Gesichtspunkt, nebst einer Uebersicht über die internationalen Diebstähle unter den letzten Königen vom Hause Gulling.“

Die Broschüre wurde wie gewöhnlich nebst dem Verfasser verbrannt.

Peter Erich starb infolge von Trunkenheit und (wir sind als Geschichtsschreiber genötigt, uns an die schmerzliche Wahrheit zu halten) vielleicht auch infolge von Liebesabenteuern. Er wurde von allen Kriegsteuten beweint und der Heldenkönig oder der Unvergleichliche genannt.

Mit ihm erlosch das Geschlecht Gulling, das mit den Großen Lasses begonnen hatte. Es war nun nicht so einfach, jetzt einen König von den Eingeborenen zu wählen, denn das konnte man dem Volk doch nicht gut einreden, daß jemand, der gestern Kriegsführer war, heute als König gewählt werden konnte. Man schickte deshalb eine Expedition an fernwohnende Stämme und brachte wirklich einen Fürsten heim, der schnell gekrönt wurde. Um ihn beliebt zu machen, nannte man ihn Lasse III. und gab vor, er sei mit dem Geschlecht Gulling entfernt verwandt.

Da er weder die Sprache des Landes konnte, noch etwas von dem Land, das er regieren sollte, mußte, fiel die Macht in die Hände eines Uffka (eines Nachkommens von Pastor Ironius).

Der tat alles, um die Höllelehre einzuschärfen, und trug den Professoren im Zeichenhaus auf, die Hölle zu zeichnen, die in allen Kirchen aufgehängt wurde.

Lasse verschied und wurde nach seinem Tod Lasse der Heilige genannt.

Unter seinem Nachfolger Peter II. Erich flammte ein furchtbarer Religionskampf zwischen den Provinzen auf.

Ein Schwärmer war nämlich aufgetreten und hatte erklärt, daß die Unseligen in der Hölle nicht mit Zangen gekniffen, sondern mit Gabeln gestochen würden. Ein großes Konzilium wurde zusammengerufen, und sechzehn Tage und sechzehn Nächte wurde über Zangen und Gabeln disputiert. Die Parteien erhielten danach die Namen Zangen und Gabeln.

Die Frage wurde zugunsten der Zangen entschieden. Aber die Gabeln hielten standhaft an ihrem Glauben fest und gaben auch nicht der Drohung mit dem Scheiterhaufen nach.

Nun aber begannen die Gabeln, die in einer Provinz die Uebermacht bekommen hatten, sich gegen die Gewalt der Zangen zu verteidigen. Die Zangen gerieten in die Klemme und sandten zu Peter II. Erich um Hilfe.

Peter Erich rief das Volk zusammen und mit Tränen in den Augen beschwor er es, die reine Höllelehre zu verteidigen oder das Leben zu opfern.

So zog er hinaus in den Krieg.

Der währte fünfzehn Jahre; eine Aushebung von Leuten folgte der anderen; eine Steuer nach der anderen wurde erhoben.

Aber die Gabeln verteidigten sich tapfer.

Schließlich kam eine furchtbare Todesbotschaft: Peter Erich war gefallen.

Die Trauer ließ aber etwas nach, als man hörte, daß die Zangen zwei Provinzen, sechstausend Fahnen und Trommeln, fünfhundert Uhren und drei Millionen in Gold und Silber genommen hatten.

Peter Erichs Leiche wurde heimgebracht, und über seinem Staub eine Kirche errichtet.

Das war das schönste Blatt im Ruhmesbuch der Gullinge.

Die Gabeln aber hielten an ihrem Glauben fest und setzten schließlich freie Religionsübung durch. Ja, es gab sogar Leute (unter den Mißvergünstigten), die behaupteten, man habe sich um eine Bagatelle geschlagen: ob man in der Hölle mit Gabeln oder Zangen gezwickt werde, sei doch wohl einerlei, wo man wisse, daß es überhaupt keine Hölle gibt.

Peter Erichs Nachfolger war Johann I. Philipp.

Der führte Schauspiele ein, um die Mißvergünstigten bei guter Laune zu erhalten.

Als aber die Mißvergünstigten auch Schauspiele machten, wurden diese für sündhaft erklärt; und man baute ein nationales Schauspielhaus, in dem Stücke aus dem Buch des Ruhms und dem Kriege der Zangen gegen die Ungläubigen gespielt wurden.

Dadurch wurde das Volk daran gewöhnt, mit Ehrfurcht zu seinen „großen Erinnerungen“ aufzusehen.

Unter dem Nachfolger Johann II. Peter wurde die Staatszeitung eingeführt.

Die war teils von dem gärenden Mißvergünstigen hervorgerufen, teils von dem Bedürfnis, die Ansichten der Oberklasse so schnell wie möglich zu verbreiten.

Die Aufgabe der Staatszeitung war: unaufhörlich zu erklären, daß alles, was die Unterklasse denke, spreche und schreibe, Lüge sei; daß alle Handlungen der Unterklasse von niedrigen Beweggründen diktiert seien, von Eigennut, Neid und Uebelwollen; die jetzige Gesellschaft für die vollkommenste zu erklären, die alle zur Seligkeit führe; zu predigen, daß die Höllelehre die mildeste, tiefste, geistreichste von allen Lehren sei, die niemals von irgend einer anderen ersetzt werden könne; daß alle anderen Lehren dumm und unbillig seien usw.

Diese Erfindung wurde mit Jubel begrüßt, und die Staatszeitung nahm darum den Namen „Allgemeine Meinung“ an.

(Schluß folgt.)

Lieder.

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Augen süß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang ist heut' der Winterabend,
Und ich möchte bei dir sein,
Bei dir sitzen, mit dir schwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich pressen
Deine kleine weiße Hand,
Und mit Thränen sie benetzen,
Deine kleine weiße Hand.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendseine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
fielen die Tränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Tränen.

Und wüßtest die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßtest die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang

Und wüßtest sie mein Wehe,
Die gold'nen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle könnens nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab,
Ich wachte auf, und die Träne
floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du liebest mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Tränenflut.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schläng', die dir am Herzen frißt,
Ich sah mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schreien,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen . . .

Beständig Besten.

Die Kölner Juden im Mittelalter.

Von H. Laufenberg.

Das Judentum hat sich nicht trotz der Geschichte, sondern durch die Geschichte erhalten. Aus ihren eigenen Eingeweiden erzeugt die bürgerliche Gesellschaft fortwährend den Juden.“ Die Grundlage der jüdischen Religion ist das praktische Bedürfnis, der Egoismus; diese aber bilden das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft, das als solches rein hervortritt, sobald die letztere den politischen Staat aus sich geboren. Der Gott des praktischen Bedürfnisses, des Eigentums, ist das Geld. „Das Geld ist der eifrige Gott Israels, vor welchem kein anderer Gott bestehen darf. Das Geld erniedrigt alle Götter des Menschen — und verwandelt sie in eine Ware. Das Geld ist der allgemeine, für sich selbst konstituierte Wert aller Dinge. Es hat daher die ganze Welt, die Menschenvelt, wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt. Das Geld ist das dem Menschen entfremdete Wesen seiner Arbeit und seines Daseins, und dies fremde Wesen beherrscht ihn und er betet es an.“

Wie der Gott der Juden sich verweltlichte zum Weltgott und der Christ von vornherein der theoretisierende Jude war, so schlug das Judentum um in praktisches Christentum und das praktische Christentum in Judentum.

So suchte Karl Marx in den deutsch-französischen Jahrbüchern die historische Stellung des Judentums und sein Verhältnis zur christlichen Welt zu erfassen. Der Scharfblick des sozialistischen Denkers erkannte die Juden in der nachrömischen Gesellschaft als die geschichtlichen Träger des Geld- und Warenverkehrs. Die Gepflogenheit des Handels eignete ihnen aus der antiken Welt. Als der mittelländische Kulturkreis in die geschlossene Sklavenvirtschaft der Latifundien verlief und der griechisch-asiatische Handel von seiner Höhe herabgesunken, hielten die Juden mit Zähigkeit fest an der alten Tradition.

Schon frühe finden wir sie zahlreich über das Römerreich verstreut, zu dessen Leuten sie Zutritt besaßen, dessen vollen Rechtsschutz sie genossen. Im ständigen Gefolge der römischen Waffen, befriedigt ihr Handel im Lager die Bedürfnisse der Truppen, nutzten sie die Bedrängnisse der Unterworfenen zu Geldgeschäften aus. Von Grund aus ändert sich ihre Stellung seit Konstantin. Unter ihm vollzog sich die Verbindung von Christentum und Cäsarismus. In seinem Bestreben, jenes zur Staatsreligion zu machen, galt es ihm, die zähe Opposition der Juden gegen das Christentum zu brechen, sie außer der neuen staatlichen Gemeinschaft zu stellen und völlig zu isolieren. Diese Tendenz entsprach dem Rückschlag der Agrar- gegen die Stadtwirtschaft, und sie trat in den germanischen Ländern naturgemäß um so stärker hervor, je mehr die ländliche Produktion ins Übergewicht geriet, je tiefer die wirtschaftliche Bedeutung des Geld- und Warenverkehrs sank.

Unter den Merowingern waren die Juden zwar persönlich frei und erwarben Grundbesitz. Innerhalb der Markgenossenschaft jedoch galten sie lediglich als Weisassen ohne Märkerrecht, die nicht einmal christliche Knechte halten durften. Nicht nur waren sie von allen Leuten ausgeschlossen: weder ihr eigenes Judentum noch das römische Volksrecht gab ihnen eine anerkannte Rechtsstellung. Nur so weit sie den Königsschutz erworben, besaßen sie einige Gewähr rechtlicher Sicherheit. Die karolingische Gesetzgebung verschärfte noch die bestehende Klust und suchte Christen und Juden in allen sozialen Verhältnissen radikal zu trennen. Sei-

raten zwischen ihnen verbot man und erklärte sie für ungültig; jede Zeugnisfähigkeit vor Gericht gegen Christen sprach man den Juden ab. Der Handel mit Münzen, Wein und Getreide, das Einschmelzen von Gold und Silber ward ihnen untersagt, und jeder Fall von Uebertretung an Leib und Gut schwer geahndet. Mit Leben und Eigentum gehörten sie jedem, in dessen Gebiet sie sich niederließen. Im Laufe der Zeit verstanden sie es aufs neue, sich in gewissen Schranken Recht und Sicherheit von Person und Eigentum zu verschaffen. Wie dies zusammenhing mit dem Wiedererwachen des Warenverkehrs, so bot die Handhabe dazu der Besitz des Geldes. Gerade die Spärlichkeit des letzteren im Naturalzeitalter mußte eintretende Geldbedürfnisse um so lebhafter empfinden lassen, und Skalimitäten dieser Art trafen die deutschen Kaiser nach der Verbindung mit Italien wiederholt und intensiv. So mochte es als ein Akt politischer Klugheit erscheinen, die harten Gesetze gegen die Juden in ihrer Ausföhrung zu mildern, gegen Abgaben ihnen die Gewähr sicheren Aufenhalts und Geleits und die Freiheit des Handels zu verleihen.

Diese Tendenz sprach sich zuerst in den kaiserlichen Schuttbriefen aus. Aber diese schufen nur eine Rechtsunterlage für einzelne angefehene Juden, zumal durch die Bestimmung, daß bei Streitfällen zwischen ihnen und Christen unter Umgehung der ordentlichen Gerichtsherren, deren Intervention ausgeschaltet war, je drei jüdische und christliche Schiedsrichter die Angelegenheit schlichten und wichtige Anlässe vor den Kaiser gebracht werden sollten. Die Gesamtheit der Juden blieb nach wie vor vor dem Gesetz rechtlos, solange sie nicht in irgend einer Weise in die feudale Gliederung der Gesellschaft eintrat. Dies geschah durch die schließliche Erklärung der Juden zu kaiserlichen Kammerknechten. In der Kammerknechtschaft erschöpfte sich der allgemeine Judentum des späteren Mittelalters. Ohne zu persönlichen Diensten verpflichtet zu sein, traten sie gegen Abgabe des goldenen Dörsperpfennigs in eine Art Munt- und schließlich Hörigkeitsverhältnis zum Kaiser, der sie dafür in den Königsfrieden aufnahm und ihnen mit Priestern, Witwen, Waisen und sonstigen Kaufleuten den gleichen Schutz angedeihen ließ. Jeder 13 Jahre alte Jude mußte den Dörsperpfennig entrichten, wollte er nicht des Kaiserschutzes verlustig gehen. Die Kammerknechtschaft gab den Juden keinerlei besondere persönliche Rechte; im Gegenteil, die persönliche Freiheit, die sie ursprünglich besaßen, ging zuguterleht sogar verloren; nur in bezug auf Erbschafts-, Vorschuß- und Pfandsachen trat ein bestimmtes Judenrecht hervor. Den Satz, der nachmals für die Rechtsstellung der Juden maßgebend werden sollte, daß alle Juden unter dem Frieden des Königs standen, sprach zuerst Heinrich IV. (1103) aus. Eine eigentliche Organisation des Judentums scheint jedoch erst unter Friedrich I. plangegriffen zu haben, als er den Juden eine bestimmte Abgabe an die kaiserliche Kammer auferlegte. Das „große Privileg“ Friedrichs II. vom Jahre 1236 spricht von den Juden zum erstenmal als von „servi camere nostre“, von Kammerknechten. Unter Heinrich VII. wird daraus der Grundsatz, daß alle Juden mit Person und Eigentum unmittelbar von der kaiserlichen Kammer abhängen.

Die Annahme wäre verfehlt, als habe die Judentum ihren Reichtum zunächst und vorwiegend dem reinen Geldgeschäft verdankt. Gewiß betrieb sie auch dieses. Aber die ursprüngliche Grundlage ihres Erwerbes bildete der Handel. Gerade jene kaiserlichen Schuttbriefe gestatten daran keinen Zweifel. Sie lauten stets auf die Erlaubnis, das Reich mit Waren auf allen Straßen zu durchziehen und die Autoritäten werden geheißt, die Inhaber des Briefes frei, unbehindert und ohne Abgaben des Weges

gehen zu lassen. Als die Marktgründungen bei beginnendem regelmäßigen Austausch zahlreicher wurden und größere Bedeutung gewannen, wurden im Marktbereich neben Handwerkern und anderen Kaufleuten durchweg auch Juden angesiedelt. In der ersten Zeit besaßen die Juden auf dem Gebiete des Handels geradezu ein ausgesprochenes Monopol. Zumal das deutsche Levantegeschäft verdankte ihnen seinen ersten Aufschwung und ruhte ausschließlich in ihren Händen. Als dann der kaufmännische Erwerb mehr und mehr auch in christlichen Kreisen Anflug fand und die Kaufmannsgilden entstanden, setzte eine lebhaftere Reaktion gegen den Handel der Juden ein, die jetzt zum großen Teil, wenn auch bei weitem nicht völlig, aus diesem Tätigkeitsgebiet verdrängt wurden. Es ist nicht von ungefähr, wenn damit zu Beginn der Kreuzzüge die ersten Judenverfolgungen großen Stils zusammenfallen. Im Warenhandel wesentlich beschränkt, warfen sich die Juden auf das eigentliche Geld- und Vorschußgeschäft. Dieses hatte zuerst in den Händen der Klöster geruht, die zunächst die Geldvermittlung ohne Zins versuchten, bis die ökonomischen Tatsachen sie in die gleiche Bahn des Wuchers führten, die nachmals die Juden gingen, so daß die Kirche mittels der cluniacensischen Reform gegen die Geldgeschäfte der Klöster einschritt. Die Juden fanden eine Konkurrenz in den italienischen Lombarden und den südfranzösischen Staverzen — nach der Stadt Cahors (Cadurcum) zunächst Caduroini genannt.

Wiewohl nämlich die kanonische Anschauung der Kirche das Zinsnehmen an einem Christen streng verpönte, ward doch das Privileg der Geldleihe gegen Zins, d. h. für jene Zeit das Wucherprivileg, bald genug auch an Christen vergeben. Aber diese Konkurrenz fiel kaum ins Gewicht angesichts der sozialen Umwälzung, in der sich die Märkte, die Städte befanden. Die persönlichen und dinglichen Lasten der Feudalzeit wurden hier zuerst in Geldlasten umgewandelt, die auf Haus und Grundstück ruhten, in Hausrente und Grundzins zum Ausdruck gelangten.

Diese mußten für viele um so drückender sein, je teurer das Geld und je geringer die Aufnahmefähigkeit und der Warenverkehr des lokalen Marktes war. So blühte das reine Geldgeschäft, die Geldleihe auf Vorschuß und gegen Faustpfand empor zu Zinsfällen, mit denen wir nur die Vorstellung eines ungeheuerlichen Wuchers verbinden können. Die Folge war, daß manchmal der größere Teil der Gemeinden in die Verschuldung der Juden geriet und unter schwerem Druck seufzte. Daher die große Erbitterung, die tiefgehende Reaktion der Zünfte gegen die Judentum in der zweiten Hälfte des Mittelalters, ein Rückschlag, der parallel geht dem Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter, die im Zins- und Rentewucher den Juden durchweg um so weniger nachgaben, als sie ihnen teilweise selber verschuldet waren. (Schluß folgt)

~~~~~

### Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Mund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die janzenden Triumphgefänge tönen die Choräle der Totenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Auf's neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme. —

Heinrich Heine.

# Heinrich Heine und der Sozialismus.

Von Heinrich Schulz.

Als Heine, ein Knabe noch, sein erstes Liebchen küßte, das hübsche, rothaarige Scharfrichtersnichtenchen Geschen, da küßte er sie „nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurteile.“ „In diesem Augenblicke,“ so erzählt Heine in seinem Buche „Le Grand“, „loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die französische Revolution.“

Diesen „zwei Passionen“ ist Heine bis an sein Lebensende nicht untreu geworden. Wohl hat er den Gegenstand seiner Liebe oft gewechselt. Vom romantischen Geschen, das ihn im kindlichen Spiel mit dem Scharfrichtersnichten zu schrecken suchte, bis zur zarten Monche, die ihm in der Matrabengruft liebevoll die Kissen zurecht-rückte, haben viele schöne Frauen seinen Weg gekreuzt, und ihm Freuden und Leiden in Fülle und Fülle gebracht. Aber geliebt hat er die weibliche Schönheit bis zu seinem letzten Atemzuge.

Auch Revolutionen hat er mehrere miterlebt. Die Julirevolution war für seinen Lebensweg von einschneidender Bedeutung und mit stürmischem Jubel hat er ihren Ausbruch begrüßt. Bei der Februarrevolution war er in Paris; er hat dieses Erlebnis in Berichten an deutsche Zeitungen wohl zu würdigen gewußt. Aber seine eigentliche Liebe gehörte doch der großen Revolution von 1789. Nicht in ihren historischen Einzelheiten, sonst könnte es unbegreiflich erscheinen, daß er selbst für Napoleon, den ungeratenen Sohn der Revolution, eine gewisse Schwäche nicht überwinden konnte. Er liebte die Revolution in ihrer Ganzheit; sie war ihm die erste große Schlacht der Menschheit gegen die erstickenden Dünste des Alerikalismus und die freche Unterdrückung durch das Junkertum; er schätzte ihre internationale und allgemein menschliche Bedeutung höher, als ihre national französische; vor allen Dingen aber jubelte er über das in der großen Revolution zum ersten Male bewußt zum Ausdruck kommende Erwachen des eigentlichen Volkes. Das proletarische Ungeßüm der Revolution hatte es ihm am meisten angetan, er hat es stets in Schutz genommen, während er auf das liberale, demokratische und republikanische Drum und Dran, das unter revolutionärer Maske oft nur die feigen Züge des um seinen Profit bangenden Philisters verbarg, nichts weniger als freundschaftlich zu sprechen war.

Aber die große Revolution war in ihrem Anlaß und in ihren nächsten Wirkungen bürgerlich, nicht proletarisch. Das schließt nicht aus, daß sie zugleich in ihren ferneren Wirkungen für die soziale Revolution des Proletariats von großer Bedeutung war. Je gründlicher die große französische Revolution ausgekämpft wurde, je charaktervoller und konsequenter sich die revolutionäre bürgerliche Klasse dabei geberdete,

um so vorteilhafter mußte das für die späteren Revolutionen sein. Daß es an dieser notwendigen Charakterfestigkeit und Zielklarheit gefehlt hat, daß sich das Bürgertum schließlich je länger je mehr als eine traurige, opportunistische, raffigierete Gesellschaft entpuppte, hat kaum einer so scharf und äbend gezeichnet wie Heine.

So wie das klassenbewußte Proletariat zur französischen Revolution von 1789 steht, so un-

aber wußte sich Heine in die erste, für einen Nesthaken wenig ergiebige nationalökonomische Wissenschaft hineinzufinden. Aber wenn Heine auch nicht ein Sozialist im engeren Sinne des Wortes war, wie er überhaupt eine Abneigung gegen die Festlegung auf ein bestimmtes Parteiprogramm hatte, — ein Politiker im eigentlichen Sinne ist er darum auch nie gewesen — so stand er doch keiner politischen Gruppe so nahe wie den Kommunisten und vor keiner Gruppe hatte er so viel Hochachtung und zu keiner so viel Vertrauen wie zu den Kommunisten.

Das will für die Zeit, in der Heine lebte, viel mehr besagen, als es etwa für einen heutigen Dichter besagen würde. Heute gehört es beinahe zum guten Tone, mindestens ein Etliche Gefühlssozialist zu sein. Damals aber stellten die Kommunisten nur ein kleines Häuflein von Leuten dar, die sich zum großen Teil über den Sozialismus noch gar nicht klar waren. Die Ideen und Utopien eines Fourier, Saint-Simon und Enfantin, der kleinbürgerliche Anarchismus Proudhons und mancherlei sonstige Spekulationen verhinderten noch die klare Einsicht, die erst später Marx und Engels schufen. Damals gehörte ein unerschütterlicher Glaube an den Sieg der Freiheit, die noch in brutalster Weise unterdrückt wurde, und an die Kraft des Volkes, das noch gar nicht zum Selbstbewußtsein erwacht

war, dazu, um sich zum Kommunismus zu bekennen; die wissenschaftliche Ueberzeugung von seiner Notwendigkeit, die für unseren heutigen Kampf das feste Rückgrat bildet, fehlte noch.

So ist es zu erklären, daß Heine sich bei allem Verständnis für die hohe Bedeutung des Kommunismus doch in einer unsere bessere Kenntnis der Dinge oft sonderbar anmutenden Mengstlichkeit mit dem vereinstigen Siege der Kommunisten beschäftigte. Noch zehn Monate vor seinem Tode schreibt er in der Vorrede zur französischen Ausgabe seiner „Lutetia“: „Nur mit Schreck und Grausen denke ich an die Epoche, wo diese finsternen Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schmiegligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so teuer sind . . . mein „Buch der Lieder“ wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Ditten zu drehen, in die er Kaffee schütten wird oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich sehe dies alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Kommunismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindselig ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust . . . die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. „Der Teufel ist ein Logiker!“ sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann,

*Opferung Reichs, freies Streichen,  
Wiese süßlich Manufaktur,  
Pauke Reden, Gaudereion —  
Auf! wenn du nur Groggen füttern!  
Groggen in der Brust, und Liebe,  
Warum Liebe in dem Groggen —  
Auf, mit köstlich istu Groggen  
Nun erlogene Liebesoffnungen!  
Auf ein Berg will ich steigen,  
Wo die Frauen gutten Pfaffen  
Wo die Brust dich frey erpflücken  
Wo die freye Luft wägen*

Aus dem Vorspiel zur „Harzreise“.

gefähr steht auch Heine zum modernen Sozialismus. Er ist kein Sozialist im marxistischen Sinne. Wohl verband ihn innige Freundschaft mit Marx, und vor Lassalle hatte er die größte Hochachtung. Aber die Beziehungen zu Marx waren weniger ideeller als eben vorwiegend freundschaftlicher Natur. Marx war wohl ein warmer und lebhafter Verehrer der Heineschen Poesie. Weniger



Heines Geburtshaus in Düsseldorf.

„daß alle Menschen das Recht haben zu essen,“ so bin ich genötigt, mich auch all' seinen Monstrositäten zu unterwerfen. . . . Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese überfüllten Gräber, wo die Lüge und die schreiende Unbill thronen! Und gesegnet sei der Gewirzkrämer, der einst aus meinen Poesien Düten machen wird, um Kaffee oder Tabak hineinzuschütten für die armen, biedereren, alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Ähnlichkeiten verlagern mußten. . . . Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Kommunismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitäts-Representanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich anschlütten. . . . ich habe sie all' meine Lebtag verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Erbenden entfällt, fühle ich mich getrostet durch die Ueberzeugung, daß der Kommunismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; und sicherlich wird es kein Keulenanschlag sein, sondern durch einen einzigen Trittschritt wird der Miese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt.“

Zu diesem langen Zitat ist Heines Stellung zum Sozialismus fast in allen Beziehungen aufgedeckt. Die Unbekanntschaft mit dem tieferen Wesen des Kommunismus ließ in ihm die falsche Auffassung über die Stellung des Kommunismus zur Kunst entstehen. Lebte Heine heute noch und hätte er miterlebt und erlebte er es noch alle Tage mit, daß „Kunst und Wissenschaft sich unter die Fittige der Sozialdemokratie geflüchtet“ haben, und daß nirgends ein so tiefes, sehnsüchtiges Verlangen nach Schönheit und nach Wissen glüht wie bei dem klassenbewußten Proletariat, so würde er selbst am meisten über seine damalige Mengstlichkeit vor den „Bilderrümmern“ lächeln. Aber trotz seiner Mengstlichkeit ringt er sich schon damals entschlossen zu der Erkenntnis durch, daß allein im Siege des Kommunismus das Heil der Menschheit ruht. Und deutlich kennzeichnet er die zwei Beweggründe für seine Auffassung, die Liebe zum Volk und den Haß gegen die Reaktion. Beides ist in ihm so stark entwickelt, daß er nicht, wie es die traurigen bürgerlichen Epigonen der späteren Zeit belieben, einen „Kampf gegen zwei Fronten“ empfiehlt, sondern Schulter an Schulter mit den Arbeitern erst den „gemeinsamen Feind“ bekämpfen will.

Diese nützige Konsequenz und Rücksichtslosigkeit, die Heine zu allen Zeiten gegenüber der

Reaktion und dem feigen, schwächlichen Spießbürgerturne herausgekehrt hat, hat es auch bewirkt, daß er es bis auf den heutigen Tag zu keiner einheitlichen Würdigung durch die bürgerliche Welt gebracht hat. Treitschke durfte ihn unter dem zustimmenden Gejohle der „sogenannten Nationalitäts-Representanten“ und „falschen Patrioten“ von heute einen „freschen Juden“ nennen, der mit Unrat werfe und in seiner unreinen Phantasie in sodomitischen Bildern schwelge. Bis auf den heutigen Tag, fünfzig Jahre nach seinem Tode, entbehrt Deutschland, das allen möglichen Strohköpfen Denkmäler setzt, eines Denkmals für Heine, den „süßesten Liedermund seit Goethe“, wie Mehring ihn nennt.

Gewiß hat Heine das in 36 Kleinstaaten zerstückte Deutschland der vormärzlichen Zeit scharf angegriffen. Aber sein Stumpf entsprang

deutsche Donner sein Ziel erreicht habe: „Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gefertigt, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einziehen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Nyctale erscheinen möchte.“

Gerade in der heutigen Zeit, wo sich ein Ereignis abspielt, das dem ungefähr gleich, das Heine für Deutschland mit dem Blicke des Sehers voraussah, und das auch vielleicht kommen wird, wirken die Heineschen Worte auf den empfänglichen Leser mit doppelter Macht. Empfänglich dafür aber ist der revolutionäre Sozialist, der gerade an dieser Stelle Heines mit besonderer Deutlichkeit empfinden wird, wieviel Anregung und Begeisterung Heine einem sozialistischen Leser von heute zu bieten vermag.

Anregung und Begeisterung! „Ja, ich sage es bestimmt,“ so schreibt Heine in seinem Buche „De l'Allemagne“, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel stattfinden soll.“

Wohl war Heine kein Sozialist im politischen und wissenschaftlichen Sinne unserer Tage; aber soweit Sozialist sein zugleich heißt kämpfer, rastloser Kämpfer für die Erlösung aus Trud und Knechtschaft sein, soweit

war Heine einer der tapfersten Sozialisten. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg ziere,“ so schreibt er in den „Reisebildern“, „die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. . . . Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskampf der Menschheit.“

Diesen schlichten Ehrentitel, den Heine für sich beansprucht, wird ihm die Arbeiterklasse nicht vorenthalten, sie, die das fehlende Denkmal für Heine in Deutschlands Gauen dadurch tausendmal wett gemacht hat und noch tagtäglich wett macht, daß sie im Sinne des Kämpfers Heine unausgesetzt auf der Wacht ist, die Liebe zum Volke und den Haß gegen die Reaktion im Herzen, den Blick fest auf das kommunistische Endziel gerichtet. —



Heinrich Heine.

nicht einem Mangel an Vaterlandsliebe, so wenig wie heute die scharfe sozialdemokratische Kritik an den deutschen Zuständen auf mangelnde Vaterlandsliebe zurückzuführen ist. Heine hatte im Gegenteil die denkbar höchste Meinung von Deutschland. Nur nicht von dem Deutschland der Gegenwart. Er träumte von einem Deutschland, das da kommen soll, und das durch eine gewaltige Revolution eingeleitet werden wird.

In der Vorrede zu „Deutschland, ein Wintermärchen“, der am meisten von sozialistischen Anklängen durchsetzten Dichtung Heines, träumt er von einer „hohen Sendung“, von einer „Universalherrschaft Deutschlands“. Am Schlusse seiner geistreichen Plaudereien über die „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ aber deutet er die sturmgehaltige Uvertüre an, die dieser „Herrschaft“ vorausgehen wird. Er warnt die Franzosen vor dem Zeitpunkt, wenn dereinst in der Geschichte der

# Maria und Joseph.

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Der Vater fuhr fort: „Bei Tage arbeitete Schneiderheimer flink wie ein Wiesel; da durfte ihn niemand stören. Doch nach Feierabend war er zu haben. Damals waren auch die Hugenstuben noch sehr im Gange. Die Bevölkerung lebte viel gemeinsamer. Das ganze Dorf war wie eine große Familie. Heute halten sich die Leute apart und jeder bildet sich ein, etwas Besseres zu sein als die anderen. Fortgekommene waren von der Bevölkerung hier herum auch niemand, sie wußten daher auch nicht, wie es draußen in der Welt aussah, und ein wenig neugierig waren die Leute damals ebenso wie heute. Da mußte nun Schneiderheimer berichten. Und wie der das konnte! Von der Welt und den Menschen draußen hat er ihnen erzählt; von seinen Erlebnissen auf der Wanderschaft; von schönen Gegenden; von anderen Gebräuchen, Sitten, Gesezen und staatlichen Einrichtungen. Auch aus seinen Büchern hat er vorgelesen und das Vorgelesene seinen Zuhörern noch so verdeutlicht und in den Mund hineingeschmiert, daß es auch der Dummste erfassen konnte. Da waren denn die Hugenstuben, in die der Schneiderheimer kam, bald so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Sonntagvormittag ging der Schneiderheimer regelmäßig zur Kirche und am Nachmittag versammelte er seinen ganzen Anhang um sich. Ein Stückchen oberhalb unseres Hauses war durch Schnebruch eine schöne, lichte Stelle im Walde entstanden. Grünes Moos bedeckte den Boden und Steine lagen und standen wie Schemel umher. Dorthin ging im Sommer an den Sonntagnachmittagen der Schneiderheimer mit seinen Freunden. Dort legte er ihnen den Bibeltext, über den der Pfarrer am Vormittag gepredigt hatte, in seiner Weise aus. Und es dauerte gar nicht lange, da gefiel den Leuten die Auslegung, die der Schneiderheimer am Nachmittag gab, viel besser, als die Predigt des Pfarrers am Vormittag. Auch mehr Zuhörer hatte der Schneiderheimer bald als der Pastor in der Kirche.

Natürlich hat der Pastor bald von der Konkurrenz gehört, die ihm der Schneiderheimer machte. Doch der damalige Pfarrer war ein alter, lieber Herr, der die Sache auf sich beruhen ließ. Nur wenn er dem Schneiderheimer begegnete, drohte er ihm mit dem Finger und sagte: „Na, nun wird Er mich wohl bald ganz absehen und selbst auf die Kanzel steigen.“ Worauf dann Dein Großvater erwiderte: „Sawohl, Herr Pastor, wenn es auf mich ankäme, morgen schon.“ Das hat dem alten Herrn mächtigen Spaß gemacht. Denn bei dem Gedanken, daß ein Schneider auf der Kanzel stehen könne, bekam er immer ordentlich Lachkrämpfe.

Auch in anderen Orten im Gebirge hat der Schneiderheimer Zusammenkünfte und Besprechungen abgehalten und Vereine gegründet. Bruderschaften hießen sie sich. Es stak aber mehr dahinter; es war Politik bei der Sache.

Noch einen anderen Gebrauch brachte Dein Großvater von draußen mit. Wenn einer von den großen Leuten es hier zu toll getrieben, und die Armen zu sehr geschunden hatte, dann hing eines Morgens an seiner Haustüre, an der Kirchentür und noch an anderen Stellen ein großer Zettel mit bösen Spottversen auf den Leuteschinder. Rasquills hießen sie damals diese Dinger. Die Leute rissen sich darum, schreiben sie ab und nachher hat das ganze Dorf die Verse gesungen. In allen Hugenstuben und auf allen Wegen, im Wirthaus und auf dem Tanzboden, überall erklangen sie. Das hat die großen Leute so geärgert, daß sie sich doch ein

bischen zusammen nahmen und die Armen nicht ganz und gar knechteten.

Diese Dinge gingen damals eben durch, weil die armen Leute mehr zusammenhielten. Alle, die an den Versen ihre Freude hatten, wußten es, daß der Schneiderheimer sie gemacht hatte. Aber verraten hat ihn keiner. Heute traut einer dem anderen nicht. Wenn es heute einer versuchte, solche Rasquills zu machen, würden ihn die Gendarmen bald holen.

Nachher kamen die Prozesse mit dem Fiskus. Die Leute hier hatten von ältesten Zeiten her durch verbrieftete Gerechtsamen Nuzniezungen am Walde. Das paßte den neumodischen, gestudierten Förstern, die von den Akademien kamen, nicht. Die Reibereien hörten nicht auf und schließlich suchte die Forstverwaltung den armen Leuten ihre Rechte stückweise abzuzwaden.

Es kam nun zum ersten großen Prozeß. Die Gemeinde hatte Vertreter gewählt, in erster Linie natürlich den Schneiderheimer, und noch zwei Mann, und ihnen alle Vollmachten erteilt. Auch einen Advokaten hatte man für schweres Geld angenommen. Die Prozeßverhandlungen haben drei Tage gedauert und es ist dabei bald zum Vorschein gekommen, daß der Schneiderheimer in den alten Urkunden besser Bescheid wußte als der Advokat. Die beiden anderen Männer konnten hinterher nicht genug erzählen, wie geschickt der Schneiderheimer, der ein großer, stattlicher Mann gewesen ist, vor Gericht aufgetreten sei und wie schließlich der Advokat gar nichts mehr habe zu sagen brauchen. Der Prozeß ist dann auch ganz zu unseren Gunsten ausgegangen.

Als später noch zwei andere Prozesse folgten, hat man gar nicht erst einen Advokaten angenommen, sondern die ganze Sache gleich dem Schneiderheimer übertragen, und in beiden Prozessen haben wir Recht bekommen. Auch nicht ein Lüpfelchen von unseren Gerechtsamen konnte uns abgestritten werden.

Später half sich dann der Fiskus in anderer Weise. Um was man uns von hinten herum nicht bringen konnte, das hat man uns durch besondere Geseze von vorn mit einem Schlage abgenommen. Und das hätte auch der Schneiderheimer, wenn er noch am Leben gewesen wäre, nicht verhindern können.

Doch damals, als die Prozesse gewonnen waren, hat er in großem Ansehen gestanden. Er hätte alle Ehrenposten in der Gemeinde bekommen und auch Gemeindevorsteher werden können, wenn er gewollt hätte. Aber er lehnte alle Aemter ab. Schneider wollte er bleiben, hat er gesagt.

Als andere Gemeinden in gleiche Prozesse mit dem Fiskus verwickelt wurden, hat man ihn von weit und breit her um Rat angegangen und in die entferntesten Orte im Gebirge haben ihn die Bruderschaften zum Schriftauslegen geholt.

Soweit wäre ja auch alles ganz gut gewesen, wenn nur das Jahr 1848 nicht gekommen wäre. Da war es mit dem Schneiderheimer rein aus. Ein Feuerkopf war er ja sein Lebtag gewesen. In hundert Dinge hat er sich gemischt, die ihm eigentlich gar nichts angingen, weil er immer sagte: das Unrecht, das anderen widerfährt, das muß einen ebenso wild machen, als wenn es einem selbst passiert wäre. Als aber die Nachrichten von der ausgebrochenen Revolution kamen, da war er nicht mehr zu halten und zu bändigen. An die Bruderschaften erließ er einen Aufruf zum Ergreifen der Waffen; den Rosenbaumern, die immer ein wenig gewildert hatten, kaufte er ihre gute Büchse ab, ein Säcken voll Kugeln mußten sie ihm noch Vorrat

geben. Dann holte er sein altes Felleisen vom Boden und stopfte es mit dem nötigsten voll, nahm Abschied von Frau und Kindern und marschierte, die Büchse über der Schulter, mit der Schar des Freiherrn von Triltschler nach Dresden ab. Und nie wieder hat man von ihm etwas gehört oder gesehen.

Als niemand mehr an seine Mißthat glaubte und der ganze Rufstand längst niedergeschlagen war, haben seine guten Freunde an der Stelle im Wald, wo er ihnen so oft die Schrift ausgelegt hatte, eine stille Gedenkfeier für ihn veranstaltet. Der lahme Maurer Meinel, der auch ein ganz wilder Revolutionär gewesen ist, hat schließlich zu seinem Andenken auf dem Blase eine Inschrift in einen Stein gemeißelt. Lange haben die Leute noch von ihm geredet und Mutmaßungen angestellt, wo er wohl geblieben sein könne. Doch alle Nachforschungen waren vergeblich. Andere Ereignisse kamen und schließlich gerieten der Schneiderheimer und die ganzen damaligen Vorgänge in Vergessenheit. Heute wissen nur noch die älteren davon. Hinterher sind wir von oben herunter noch viel mehr als vorher drängelt (drangsalirt) worden. Die großen Leute haben einmal die Macht und kommandieren, und wir anderen müssen gehorchen. Wer das nicht will, kommt ums Brot und wird eingesteckt. Das ist schon immer so gewesen und wird auch so bleiben, so lange die Welt steht.“

Die letzten Worte hatte mein Vater mit ganz besonderem Nachdruck gesprochen, als ob er damit jeden etwaigen Widerspruch von meiner Seite von vornherein ersticken wollte. Doch daran dachte ich gar nicht. Um mir das, was ich jetzt alles gehört hatte, in meinem Kopf zurecht zu legen, dazu brauchte ich geraume Zeit. Nur eins empfand ich jetzt schon in voller Stärke: ein Gefühl unbegrenzter Bewunderung und Verehrung für den Mann, der mein Großvater gewesen war. Und obgleich das ganze eigentlich einen recht traurigen Ausgang genommen hatte, befand ich mich doch, als mein Vater geendet hatte, in feierlicher, ja fast freudig erregter Stimmung. Nun konnte ich mir auch denken, wohin die Ahne ging, wenn sie an schönen Sonntagnachmittagen auf ihren Stod gestüßt, in den Wald pilgerte.

Am nächsten Sonntage, als sie sich wieder zu ihrem Gange anschickte, schmeichelte ich mich an sie heran und bat: „Nimm mich mit, Großmutter, ich weiß schon wohin Du gehst.“ Ein warmer Liebesblick aus ihren guten, alten Augen antwortete. Ohne ein Wort zu sagen nahm sie mich bei der Hand und pilgerte mit mir in den Wald hinein. Bald waren wir am Ziele. Von der Richtung, von der mein Vater gesprochen hatte, war nichts mehr zu sehen. Auch der Moosteppich war verschwunden. Hochauf ragten junge, schlanke Tannen, nur geringes Licht von oben durchlassend. Eine dicke Lage von Tannennadeln bedeckte Boden und Felsstrümmen.

Die Großmutter ließ sich auf einem der Steine nieder und sich zu mir wendend sprach sie: „Hier, mein lieber Junge, habe ich manchen Sonntagnachmittag geseßen, habe um ihn getrauert und den Boden mit meinen Tränen genetzt, bis mir im Laufe der vielen Jahre die Augen trocken geworden sind. Ja, das war ein Mann!“

Ihre Augen blickten lebhaft und über das liebe, alte runzelige Gesicht zauberte die Erinnerung an den Seikgestebten einen Schimmer von Jugend und ehemaliger Schönheit. Dann nach langem, tiefem Sinnen, in dem ich sie nicht zu stören wagte, rief sie wie in zorniger Lage: „O, über dieses Jammergeflecht von heutel“

Ich hatte ununterbrochen nach der Inschrift herumgesehen, die nach des Vaters Angaben der Meinel in einen der Steine eingehauen haben sollte. Endlich fand ich sie am größten der Felskrümmer. Nur flach eingemeißelt, hob sie sich in dem Waldesdämmerlicht von der rauhen, verwitterten Fläche des Steines so wenig ab, daß sie nur bei schärfstem Zusehen zu entdecken war. Die Entzifferung machte noch größere Schwierigkeiten. Man sah es den Buchstaben an, daß eine völlig ungelübte Hand sie gemeißelt hatte. Erst als ich mit dem Mörtelstein, der bei uns Jungens, weil er nichts kostete, den Bleistift vertrat, und den ich immer in der Tasche trug, den Schriftzeichen nachgefahen war, konnte ich sie lesen.

Oben stand in Hochdeutsch: „Dem Andenken Schneiderheimers. Gefallen in der Fremde für Freiheit und Recht.“

Darunter in Meinen, die ebenso ungelent wie die Schriftzüge waren, ein Vers im Dialekt, der in der Uebersetzung in das Hochdeutsche ungefähr lautete:

„Tren war er und bieder, von rechtlichem Schlag  
Und stets den Bedrängten ein Metter.  
Zu rächen des ganzen Volkes Schmach,  
Ward er zum flammenden Wetter.“

Bei passender Gelegenheit machten wir meiner Mutter Mitteilung von den Verpflichtungen, welche wir jenseits der Grenze für sie eingegangen waren. Sie war davon wenig erbaut.

„Ich habe schon,“ rief sie unmutig aus, „mehr als genug zu tun, um unsere Patenkinder alljährlich zur Konfirmation mit Kleidern auszustaffieren. Die Hälfte dessen, was ich von Neujahr bis Ostern mit der Nähnadel verdiene, geht dafür drauf, meine eigene Arbeit, die ich auf die Kleider verwende, gar nicht mitgerechnet. Wenn ich jetzt auch noch die böhmischen Bettelmädchen mit Kleidern versorgen soll, dann gute Nacht!“

Dagegen legte ich mich für das dem Mariete versprochene Kleid warm ins Zeug. „Unter den Patenkindern,“ so sagte ich, „sind doch manche, denen die Eltern selbst ein Kleid beschaffen können. Auch bekommen die Patenkinder ihre Kleider nur, um damit Staat zu machen. Bei der Maria ist es aber ganz anders. Die braucht etwas manierliche Kleidung, um für ihre Eltern und Geschwister einige Kreuzer verdienen zu können.“

Auch mein Vater war ganz entschieden dafür, daß das gegebene Versprechen eingelöst würde, worauf dann schließlich Mutter erklärte: „Na, wir werden ja sehen. Die Sache drängt noch nicht und kommt Zeit, kommt Mat.“

Wie ich meine Mutter kannte, wußte ich, daß damit die Sache zugunsten der Maria entschieden war. In nächster Zeit wurde nicht mehr darüber geredet, weil ein anderes Ereignis uns völlig in Anspruch nahm. Der Waldheeger hatte ein großes Stück Wild gefunden, das von einem Raubtier zerrissen und angefressen war. Das war auffällig. Denn dergleichen kam wohl vor, wenn das Wild im Winter, durch Hunger entkräftet, und durch Laufen in tiefem Schnee ermattet war, im Sommer aber äußerst selten. Das mußte ein außergewöhnlich frecher Fuchs, oder ein wildernder Fleischerhund gewesen sein.

Die großen Zellereisen, Schwanzhälften genannt, wurden fein säuberlich gepußt, mit einem Köder versehen und ausgelegt. Doch nichts fing sich. Dagegen ermittelten die spürenden Hunde ein zweites niedergerissenes Stück Wild. In demselben Tage sah dann auch ein Waldarbeiter, wie ein Reh von einem Tiere geheßt wurde, das der Beschreibung nach, die der Mann von ihm gab, nur ein Wolf gewesen sein konnte. Einige zweifelten zwar noch, aber unmittelbar darauf wurde bekannt, daß in der Tat aus einem Kläfig einer durchziehenden Menagerie ein Wolf entsprungen war. Nun war kein Zweifel mehr möglich.

Die ganze Jägererei geriet in Aufruhr. Ein leibhaftiger Wolf im Revier! Das war seit Menschengedenken nicht mehr dagewesen. Unverzüglich wurden Treibjagden in großem Maßstabe abgehalten. Doch der Wolf war kein scheues Waldtier, das vor dem Lärm der Treiber floh. Das war ein alter, geriebener Dursche, der an Menschen und an Lärm aller Art gewöhnt war und der ruhig im Dickicht liegen blieb. Einmal allerdings, mußte ihm wohl ein Treiber zu dicht auf den Pelz gekommen sein, da war er geflüchtet. Doch der Schütze, an dessen Stand er vorübergekommen war, hatte ihn in der Hast und Aufregung gefehlt. Auch der Schuß eines entfernter stehenden Schützen hatte ihn nicht erreicht.

Nach diesem Jagden blieb alle Mühe, ihn noch einmal vor die Schützenfelle zu bringen, vergeblich. Er witterte jetzt offenbar die Gefahr schon auf weite Entfernungen und außerdem wechselte er nun täglich, wie die Schweispsuren zerrissenen Wildes bewiesen, seinen Standort. Wer sollte ihm in diesen ungeheuren Wäldern folgen? Hatte man aus Nesten seines Raubes seine Anwesenheit ermittelt, so war er längst schon wieder in anderen Revieren.

Die Jäger suchten das Blau vom Himmel herunter, während unter der Bevölkerung der Walddörfer eine wahre Panik ausbrach. All die alten Erzählungen, die schilderten, wie Frauen und Kinder von Wölfen angefallen und zerrissen worden waren, wurden wieder lebendig. Schließlich getrauten sich Frauen und Kinder nicht mehr von einem Ort zum anderen und am Abend kaum noch vor die Haustüre.

Die Behörde suchte dieser Furcht zu steuern, indem sie in einer öffentlichen Bekanntmachung auseinandersetzte, daß der Wolf erfahrungsgemäß nur im Zustand höchsten Hungers sich auf Menschen stürze. Daß aber das in den Wäldern lebende Tier Hunger litle, sei bei dem großen Wildbestande ganz ausgeschlossen. Die vielen Stücke nur angefressenen Wildes, die aufgefunden wurden, bewiesen ja, daß er förmlich im Ueberflusse schwelge.

Half aber alles nichts! Die Leute sagten, und von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht, was nützt uns das, was auf dem Papier steht, wenn der Wolf uns doch auffriszt! Und die Furcht war größer als zuvor.

Nur für uns Jungens war die Geschichte ein wahres Fest. Erst erzählten wir unseren Schulkameradinnen die grauigsten Wolfsgeheimnisse, die wir uns nur ausdenken konnten, und wenn wir sie damit gehörig in Angst und Schrecken versetzt hatten, lachten wir sie gründlich aus. Denn wir selbst verspürten vor dem Wolf nicht die geringste Furcht. Wir waren hochaufgeschossene Jungens, kräftig und behende, mußten uns auf den Bergweiden mit den jungen, wilden Stieren herumbalgen und wurden über sie Herr. Was sollte uns da ein Wolf anhaben können? Das war doch nur ein großer Hund! Wozu hatten wir auch unsere langstielligen Beile, die wir durch Übung von Kleinauf so meisterhaft zu führen verstanden? Jetzt wurden sie geschliffen und mit allem Raffinement nachgewetzt, bis die Schneide die Schärfe eines Rasiermessers erlangt hatte. Dann ging es mit lustigem Zuchhei in den Wald. Wehe dem Feind, wenn er uns zu nahe gekommen wäre. Ehe er uns ein Haar zu krümmen vermocht hätte, wären ihm sicher unsere Beile durch die Schädeldecke gefahren.

Gerade als die Panik am größten war, kam eines Sonntags das Mariete ruhig aus dem Walde dahergegangen. Wir bestürmten sie sofort mit Fragen, ob sie nicht wisse, daß ein Wolf im Walde sei usw. Sie war von unseren Mitteilungen einen Augenblick sehr betroffen, faste sich aber rasch wieder und meinte, ihr werde der Wolf gewiß nichts zu Leide tun, worauf sie ruhig ihren Mundgang antrat.

Mir aber ging die Geschichte satirisch im Kopfe herum. Ueber die Angst der Frauen und Mädchen hatte ich mit den anderen gelacht und gespottet. Doch als ich mir jetzt vorstellte, welchen Weg die Kleine durch den Wald zurück zu legen hatte, bekam ichs selbst mit der Angst.

„Mann der Wolf, wie er ein Reh gejagt, nicht ebenso gut das Mariete auffressen?“ Diese Frage legte ich mir vor, und als ich sie nicht zu verneinen wagte, war auch mein Entschluß bereits gefaßt: Ich würde das Mariete begleiten. Auf mein Beil konnte ich mich verlassen. Das hatte mein Pate, der Schmiedemeister, extra für mich gemacht. Es war größer und schöner als die Beile aller anderen Jungens, hatte eine vorzügliche Stahlschneide und saß fest und sicher auf langem, weißbuchenem Stiele. Also wenn es dem Wolfe nach der Maria gelüstete, die Wahlzeit sollte ihm verfallen werden.

Mutter durfte natürlich von diesem Plane nichts wissen. Ich sagte ihr, ich wolle nachmittags Stöcke vom Schneebruch des letzten Winters, die wir von der Oberförsterei gekauft hatten, ausroden. Dort mußte die Maria auf ihrem Nachhausewege ja vorüberkommen. Mutter war mit meinem Vorschlage einverstanden und ich machte mich sofort auf den Weg, und an Ort und Stelle angekommen, an die Arbeit.

Mein eigenes Beil packte ich vorsichtig im Moos beiseite. Dann legte ich mit der Madehade das Wurzelwerk von zwei Stöcken bloß, haakte mit der Scharf- und Drechhade des Vaters, daß die Spähne flogen und wuchlete mit dem Sebebaum, was meine Kräfte nur bergaben. Bald schoß mir der Schweiß nur so herunter, doch ich hatte Glück: beide Stöcke gaben verhältnismäßig rasch nach. Was ich in zwei Stunden geleistet hatte, konnte schon als eine Nachmittagsarbeit gelten. Da würde es also niemand merken, wenn ich einige Stunden über die Berge krochelte. Nun konnte die Maria kommen. Und sie kam auch bald. Sofort versteckte ich die Hacken unter Moos und Wurzeln, ergriff mein Beil und bot mich der Maria zur Begleitung an. Sie nahm hocheifrig an. Im ganzen Dorfe hatten Kinder und Erwachsene zu ihr nur vom Wolfe gesprochen. Dadurch war ihre Sorglosigkeit und Sicherheit, die sie noch bei uns gezeigt hatte, doch sehr ins Wanken geraten. Wenn sie nur erst bis zur Hälfte wäre, meinte sie, wo es bergab ginge, dann wollte sie schon losrennen, weiter brauche ich auch nicht mitzukommen.

(Fortsetzung folgt)

\*\*\*\*\*

### Jammertal.

Der Nachtwind durch die Laken pfeift,  
Und auf dem Nachstuhlagger  
Zwei arme Seelen gebettet sind;  
Sie schauen so blaß und mager.

Die eine arme Seele spricht:  
Umfängling mich mit Deinen Armen,  
In meinen Mund drück fest Deinen Mund,  
Ich will an Dir erwarman.

Die andere arme Seele spricht:  
Wenn ich Dein Auge sehe,  
Verschwindet mein Glend, der Hunger, der Frost  
Und all mein Erdenwebe.

Sie küßten sich viel, sie weinten noch mehr,  
Sie drückten sich feutzend die Hände,  
Sie lachten manchmal und saugen sogar,  
Und sie verstummten am Ende.

Am Morgen kam der Stommiffär,  
Und mit ihm kam ein braver  
Chirurgus, welcher konstatiert  
Den Tod der beiden Stadaver.

Die strenge Witt'ung, erklärte er,  
Mit Magenleere vereinigt,  
Hat beider Ableben verursacht, sie hat  
Zum mindesten solches beschleunigt.

Wenn Fröste eintreten, seht' er hinzu,  
Sei höchst notwendig Verwahrung  
Durch wollene Decken; er empfahl  
Gleichfalls gesunde Nahrung.

S. Heine.



# Feuilleton.

## Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen.

Wir, Bürgermeister und Senat,  
Wir haben folgendes Mandat  
Stadtväterlichst an alle Klassen  
Der treuen Bürgerchaft erlassen:

„Ausländer, fremde, sind es meist,  
Die unter uns gefät den Geist  
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,  
Gottlob! sind selten Landeskinder.

Auch Gottesleugner sind es meist;  
Wer sich von seinem Gotte reißt,  
Wird endlich auch abtrünnig werden  
Von seinen irdischen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, ist  
Die erste Pflicht für Jud' und Christ.  
Es schliesse jeder seine Bude  
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

Wo ihrer drei beisammenstehn,  
Da soll man auseinandergehn.  
Des Nachts soll niemand auf den Gassen  
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

Es liefe seine Waffen aus  
Ein jeder in dem Gildenhaus;  
Auch Munition von jeder Sorte  
Wird deponiert am selben Orte.

Wer auf der Straße räsoniert,  
Wird unverzüglich kassiert;  
Das Räsonieren durch Geberden  
Soll gleichfalls hart bestraft werden.

Vertrauet eurem Magistrat,  
Der fromm und liebend schützt den Staat  
Durch huldreich hochwohlweises Walten;  
Sucht ziemt es, Itets das Maul zu halten.“

Heinrich Heine.

Heinrich Heine und die Zensur. „Die Poesie hat mehr Märtyrer gemacht als die Religion.“ Dieser Ausspruch stammt von Heine. Aber auf wen ließe er sich besser anwenden, als auf den „verzogenen Liebling der Grazien und Musen“ selber? Fast seit seinem ersten Auftreten als Poet heftete sich die Zensur an seine Person. Anfangs Dezember des Jahres 1821 war sein Gedichtbuch „Junge Leiden“ erschienen, das glühende Verehrer, eifrige Nachahmer (z. B. Mousseau, G. Anselmi, Hermann Schiff, von Schilling u. a.), aber auch entschiedene Gegner gefunden hatte. Schon im Spätsommer des nächsten Jahres sollte Heine den ersten Anstoß bei der Zensur erleben. Der Einladung eines gräflichen Freundes folgend, war er während der Universitätsferien nach Gießen gegangen. Diefem Aufenthalte verdanken wir seinen Aufsatze über Posen und die polnische Provinz gleichen Namens. Der Artikel erschien im „Gesellschafter“, den Gubitz herausgab, nicht ohne beträchtliche Zensurstriche. Ein schärferer Vorstoß der Zensur geschah 1824. Im „Westdeutschen Musenalmanach“, welchem Heine schon ein Jahr zuvor einige sehr wertvolle Beiträge zugewendet hatte, publizierte er mehrere Gedichte, ebenso auch in der Zeitschrift „Agrippina“ desselben Herausgebers. Eins darunter, nämlich ein humoristisches Soldatenlied „Berlin“, dem Heine eine bißige Einleitungsstrophe vorangestellt hatte, gab der Zensur Veranlassung, die vorgenannte Zeitschrift sofort zu unterdrücken.

Noch mehr Aufmerksamkeit erregte der erste Band der „Reisebilder“, welcher im Frühling des Jahres 1826 erschienen war. Daß dies Buch eine geradezu sensationelle Wirkung hervorrufen sollte, hatte Heine am wenigsten erwartet, und doch war sie erklärlich, wenn man sich die tatenlose armjelige Zeit der Restaurationsepöche vergegenwärtigt, in die sein Erscheinen fällt. Wie ein Blitz durchfuhr es die schwüle Atmosphäre. Ebenso prompt wurde das Buch in mehreren deutschen Staaten verboten. Trotzdem waren in kurzer Zeit über 5000 Exemplare abgesetzt. Dieser bis dahin beispiellose Erfolg schwellte natürlich Heines Mut und Selbstbewußtsein gewaltig. Der zweite Band der „Reisebilder“ sollte, wie der

Durch werden“, eine Art literarisches Forum, etwas „Gewaltiges“. „Ich darf jetzt alles sagen“, schrieb er an Varnhagen von Ense, „und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Duzend Feinde mehr oder weniger anmache“. In dieser Hinsicht hatte sich Heine nicht getäuscht. Schon ehe das Buch erschien, verkaufte von Maßregeln, es gleich nach seinem Erscheinen zu unterdrücken. Das geschah denn auch, zunächst in Preußen und Oesterreich, dann, nach deren Vorgang, in den meisten deutschen Kleinstaaten.

Dabei sollte es aber nicht bleiben. Man verfolgte den Dichter auch persönlich. Schon in Berlin, von dem er urteilte, daß es da „keinen Böbel gibt, außer etwa in den höchsten Ständen“, hatte ihn einmal Verhaftung gedroht. Als er jetzt auf seiner Reise nach München mit Studenten die Wartburg bei Weinsberg, unweit Heilbronn, aufgesucht hatte, trat plötzlich unter die zehenden Mäusenöhne ein württembergischer Polizist in Zivilkleidung, der, nach kurzer Frage, ob er der Verfasser der „Reisebilder“ sei, Heine für verhaftet erklärte und per Schub über die Grenze brachte.

Im Frühling 1830 erschien der dritte Band der „Reisebilder“. Auch er machte großes Aufsehen, und auch er wurde in ganz Deutschland verboten. Zwischen ihn und den vierten Band, der unter dem Titel: „Nachträge zu den Reisebildern“ im Anfang des nächsten Jahres erschien, schoben sich die Ereignisse der Pariser Revolution. Mit welchem Jubel Heine ihren Ausbruch begrüßt hatte, davon geben seine Briefe aus Belgien ein beredtes Zeugnis. Natürlich hatte diese Begeisterung für die französische Revolution in den neuen Aufjähren der vorgenannten „Nachträge“ schon ihren dithyrambischen Ausdruck gefunden. Hier lehnte nun das seit 1819 in Preußen bestehende Obergerichtskollegium ein, als dessen Präsident der bekannte Historiker Friedrich von Raumer figurierte. Er selbst war es, der Heines „Nachträge“ höheren Grades als ein „Schausal von Scherz“ denunzierte, die „alles übersteige, was ihr (Raumer) von gotteslästerlichem Trevel je vorgekommen“ sei. Selbstverständlich beschloß das Obergerichtskollegium über das Buch als „eins der verderblichsten Produkte, welche in der jüngsten Zeit durch die Druckpresse in das Publikum gebracht worden sind“, das Verbot zu verhängen.

Bereits am 3. Mai desselben Jahres (1831) befand sich Heine in Paris, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Aber auch jetzt ließ man ihn und seine Schriften keineswegs aus dem Auge. Allenthalben waren ihm Gegner und Feinde erwachsen, besonders in den Kabinetten der deutschen Regierungen. Heine nämlich unterzieht von Paris aus regelmäßige Verbindungen mit seinem Vaterlande; er war Korrespondent der „unter den allerhöchsten Privilegien des deutschen Bundestages“ erscheinenden „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Gegen diese seine über vermehrte Tätigkeit richtete sich nun der Hauptangriff Metternichs, indem er durch seinen Schilbknappen Genß den Herausgeber des Blattes, Cotta, auf den schädlichen Einfluß der Heineschen Korrespondenzen aufmerksam machen ließ, was natürlich zur Kaststellung des „verruuchten Abenteurers“ führen mußte. Nunmehr faßte Heine alle politischen Berichte für die Augsburgerin unter dem Titel „Französische Zustände“ zu einem Buche zusammen. Wie vorauszusehen war, wurde die allerdings scharfe Vorrede von der deutschen Zensur nicht bloß gründlich zurechtgestrichen, sondern dadurch, daß sie an vielen Stellen geradezu in ihr Gegenteil verkehrt worden war, entsetzlich verstümmelt. Heines Protest gegen diese Unterdrückung war unsonst. So beschloß er, wie in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ angekündigt, die unverfürgte Vorrede als Broschüre drucken zu lassen. Endlich im Juli 1833 erschien sie in Paris. Ihre Vernichtung wurde nun zwar auch von der preussischen Obergerichtsbekörde beantragt, indeffen bald wieder zurückgezogen. Dafür aber verfiel die Neuauflage der „Reisebilder“ (Band 3 und 4) sowie der erste Band des „Salon“ und die französische Ausgabe der Werke Heines dem Verbot, und zwar jene 1833, diese 1835.

Mit diesem letzteren Jahre fällt ja auch die berühmte Maßregelung zusammen, welcher die Schriftsteller des „Jungen Deutschland“ seitdem ausgesetzt waren. Kein schlechterer als Wolfgang Menzel, der Stuttgarter Kritiker, hatte die Jungdeutschen beim Bundestage denunziert. Auf Heine hatte er es aber besonders abgesehen; und er drang durch mit seiner Anklage, die in erster Linie auf Heines Buch „Die romantische Schule“ gerichtet war. Denn kaum hatte der Bundestag sein Dekret gegen das „junge Deutschland“ erlassen — es geschah am 10. Dezember 1835 — so erließ die preussische Regierung ein Reskript (11. Dezember), durch welches Heines „romantische Schule“ verboten und zugleich angeordnet wurde, „daß rückichtlich der

sämtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des Heinrich Heine, welcher bereits zu verschiedenen Mäherverboten Anlaß gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämtlich bedenklichen Inhaltes sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten sollen.“ Heines an den Bundestag gerichtetes Schreiben um Zurücknahme jenes vernichtenden Beschlusses hatte vorläufig keinen Erfolg; erst 1842 wurde das Dekret von Preußen aufgehoben. Dann ersuhr noch des Dichters Epos „Deutschland“ Verbot und Beschlagnahme. Man schrieb den 23. Oktober 1844.

Heines Empörung gegen die Zensur war nach allem auch begreiflich. In den Vorreden zu seinen einzelnen poetischen wie prosaischen Schriften lehnt er sich vielfach mit dem Zensur auseinander. In einzelnen Gedichten bewißelt er diese Behörde; speziell das Wintermärchen „Deutschland“ ist reichlich gespickt mit Sarkasmen.

Aber auch nach seinem Tode ließ die Zensur ihm keine Ruhe. Wie oft sie seitdem an Heines Schriften herumgerüttelt hat, läßt sich kaum konstatieren. Ich erinnere mich jedoch, daß im Jahre 1881, also unter dem Ausnahmegesetz, an sämtliche Polizeibehörden eine Heines Werke betreffende Verfügung erlassen wurde, von der ich damals zufällig von mir befreundeter Seite Kenntnis erhielt. Es handelte sich um die Einziehung mehrerer Gedichte, wie die „Schloßlegende“ nebst zwei anderen, glaube ich, die auf Friedrich Wilhelm IV. satirische Bemerkungen enthielten. Sie sind seitdem aus Heines Schriften verschwunden. . . . — e. k.

## Heine-Worte.

Alle Menschen, gleich geboren,  
Sind ein adliges Geschlecht. („Verdacht“)

Verweilt, enttäuscht, zertreten sogar  
Von rohen Soldatensfüßen —  
Mein Freund, das ist auf Erden das Los  
Von allem Schönen und Süßen. („Wintermärchen“)

— — Wenn Du aber gar nichts hast,  
Ach, so lasse Dich begraben —  
Denn ein Recht zum Leben, Lump,  
Haben nur, die etwas haben. („Weltlust“)

Und scheint die Sonne noch so schön,  
Am Ende muß sie untergehn. — („Buch der Lieder“)

Das Schweigen ist der Liebe feinsche Blüte. („Für die Blume“)

Das Glück ist eine leichte Dirne,  
Sie weilt nicht gern am selben Ort;  
Sie streicht das Haar Dir von der Stirne  
Und küßt Dich rasch und flattert fort.  
Frau Unglück hat im Gegenteile  
Dich liebehaft an's Herz gedrückt;  
Sie sagt, sie habe keine Eile,  
Setzt sich zu Dir an's Bett und strickt. („Romanzen II“)

Unsterblichkeit! Schöner Gedanke! Wer hat  
Dich zuerst erdacht? („Sargstein“)

Jungfräuliche Seelen gibt es,  
Die nach grüner Seife riechen,  
Und das Laster hat zugewilen  
Sich mit Rosenöl gewaschen. („Alta Frau“)

Wer nie im Leben töricht war,  
Ein Weiser war er nimmer. („Lazarus“)

Den Himmel überlassen wir  
Den Engeln und den Späßen. („Wintermärchen“)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!